

LOST SOULS

JUNA GREY

IMPRESSUM

Copyright © 2021 Juna Grey – Alle Rechte vorbehalten.

Die in diesem Buch dargestellten Figuren und Ereignisse sind fiktiv. Jegliche Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten realen Personen ist zufällig und nicht vom Autor beabsichtigt.

Herstellung und Verlag: epubli – ein Service der neopubli GmbH, Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Coverdesign © Juna Grey
Coverfoto © Saffu (Unsplash.com)

Juna Grey
c/o easy-shop
K. Mothes
Schloßstraße 20
06869 Coswig (Anhalt)

junagrey@outlook.de
www.junagrey.jimdofree.com
Instagram: @junagrey_writes
Facebook: @junagreywrites

KAPITEL I

KACEY ÜBERLEBEN

Eiskalte Luft füllte meine Lunge, in meinen Ohren rauschte das Blut und jeder einzelne Muskel meines Körpers brannte vor Schmerzen. Trotzdem durfte ich nicht stehen bleiben.

Sie waren immer noch hinter mir und mit jedem Schritt, jedem Atemzug, lockte ich mehr von ihnen an.

Sie konnten mich riechen. Das Blut, das meinen Unterarm entlanglief und auf das trockene Laub tropfte.

Die Blätter raschelten unter meinen Füßen und ich zog an kahlen Bäumen vorbei, die mich nicht vor dem kühlen Wind schützen konnten. Er peitschte mir ins Gesicht. Doch vom Laufen war mir heiß geworden und meine Klamotten klebten schweißnass an meiner Haut.

Es war schwer zu sagen, wie lange ich schon so rannte, aber es fühlte sich an, als wären bereits Stunden vergangen und ich konnte nicht ewig so weitermachen.

Ich war selbst schuld. Seit fünf Tagen hatte ich nichts Richtiges mehr gegessen und der Hunger hatte mich unvorsichtig werden lassen. Hätte ich besser aufgepasst, mein Vorgehen vorher genau durchdacht und geplant, so wie ich es sonst tat,

wäre ich nicht aus Versehen in einem ihrer Nester gelandet und hätte mir vermutlich auch nicht meinen Arm an einem verdammten Zaun aufgerissen.

Doch nun war ich hier, mitten im Wald, und sie kamen näher. Ich konnte sie hinter mir hören. Die gequälten Laute, das Stöhnen, das immer ungeduldiger wurde. Sie waren hungrig, wie ich. Nur mit dem Unterschied, dass mich meine Kräfte bald verlassen würden.

Mein Atem rasselte und dieses enge Gefühl, das meine Brust von innen zuschnürte, wurde immer stärker. Die Bäume in meinem Sichtfeld lichteten sich nach und nach und plötzlich tauchte eine Straße vor mir auf.

Ein winziger Hoffnungsschimmer bildete sich in mir. Vielleicht schaffte ich es doch noch, sie loszuwerden. Vielleicht gab es auf dieser Straße irgendwo ein Auto, in dem ich mich verstecken konnte, bis sie mich vergaßen und schließlich deprimiert weiterzogen.

Doch das Glück war nicht länger auf meiner Seite. Kurz bevor ich die Straße erreichen konnte, gaben meine Beine nach. Sie knickten ohne Vorwarnung ein und ich fiel vornüber in den Dreck.

Scheiße ...

Sofort drückte ich meine Hände in die feuchte Erde und stemmte mich hoch.

Zu spät.

Etwas packte mich am Bein. Ich befreite mich mit einem Tritt, schaffte es jedoch nur mit Mühe, mich umzudrehen, bevor sich mein Verfolger

erneut auf mich stürzte. Es war eine Frau oder mehr der verfaulte Überrest von ihr. Bestimmt war sie in ihrem früheren Leben einmal hübsch gewesen. Sie trug ein sommerliches Blümchenkleid, doch es war abgenutzt und der untere Teil bestand nur noch aus groben Stoffetzen. Außerdem hatte sie langes, gewelltes Haar, das jetzt schlaff und kraftlos über ihre Schultern hing.

Mein Stiefel hatte genau in ihr aschfahles Gesicht getroffen, ihre weißen, leeren Augen waren weit aufgerissen und ihr Unterkiefer stand in einem ungewöhnlichen Winkel vom Rest ihres Gesichtes ab.

Ich trat erneut zu, als sie wieder näherkam, dieses Mal kräftiger, und verschaffte mir somit genug Zeit, um nach dem Messer zu greifen, das an meinem Gürtel befestigt war.

Ihre knochigen Hände krallten sich an meinem Oberschenkel fest, doch bevor ihre Zähne auch nur in die Nähe meines Beines kommen konnten, rammte ich ihr die scharfe Klinge in den Schädel.

Sie sackte auf mir zusammen. Doch der Kampf war noch nicht vorbei. Hinter ihr folgte direkt der Nächste. Ein Mann ohne Haare und mit nur noch einem Auge stolperte über sie und mir blieb keine Zeit mehr, mein Messer zurückzuholen. Ich riss die Arme nach oben und drückte mich mit beiden Händen gegen seinen Oberkörper. Mit aller Kraft versuchte ich ihn von meinem Gesicht fernzuhalten und der Geruch seines fauligen Atems stieg mir in die Nase. Doch meine Bemühungen waren so

gut wie sinnlos. Mein Körper war müde vom Laufen, mein verletzter Arm schmerzte und der Kerl war stärker, als er aussah.

Meine Arme gaben langsam nach, und seine schwarzen Zähne schnappten ungeduldig nach mir. Ein gieriges Röcheln drang aus seiner Kehle und es war nicht das Einzige. Nicht weit entfernt, hinter ihm, kamen noch mehr.

Ein Gefühl nistete sich schleichend, aber tief in mein Innerstes ein. Vielleicht war das jetzt der Zeitpunkt, auf den ich gewartet hatte. Der Zeitpunkt endlich aufzugeben. Ich wusste ohnehin schon lange nicht mehr, wofür ich eigentlich kämpfte. Nichts an diesem Leben war lebenswert. Jeder Tag war ein Kampf und der einzige Grund, warum ich noch immer kämpfte, war er oder mehr das Versprechen, das ich ihm gegeben hatte.

Doch meine Kräfte verließen mich und ich wollte nicht länger kämpfen. Das hier war der Moment. Meine Chance, endlich zu ruhen.

Gerade als ich meine Augen schließen wollte, riss mich ein Schuss aus meiner Trägheit.

Ein Zweiter folgte, kurz darauf ein Dritter.

Ich zuckte zusammen und brauchte ein paar Sekunden, um die kreisrunde Wunde in der Stirn des nun endgültig toten Mannes vor mir zu realisieren, und sein Kopf klappte nach vorne. Plötzlich wieder hellwach, schubste ich seinen leblosen Körper von mir und sprang auf.

Auf der Straße befand sich ein rostiger, roter Truck. Der Motor lief noch und die Türen standen

weit offen. Wenige Meter davor, zwischen mir und dem Wagen, zwei Männer, beide mit Pistolen bewaffnet, beide direkt auf mich gerichtet.

Mein Blick huschte kurz zu meinem Messer, das noch immer in der Leiche steckte.

Keine Chance.

Vorsichtig und mit zitternden Fingern hob ich die Hände.

Die beiden Männer musterten mich angespannt und mindestens genauso misstrauisch wie ich sie. Den Größeren der beiden schätzte ich auf um die vierzig. Er war schlaksig, hatte graublondes Haar und trat einen Schritt auf mich zu, während der andere hinter ihm innehielt. Er war ein bisschen jünger, vielleicht Anfang oder Mitte dreißig. Seine Haare waren dunkelbraun und etwas länger, er trug einen leichten Bart und seine grünbraunen Augen hafteten auf mir, als wartete er nur darauf, dass ich ihm endlich einen Grund lieferte abzudrücken.

Ich schluckte hart, bevor ich meine Stimme wiederfand. »Danke ... für die Hilfe.«

Mehr brachte ich nicht hervor.

»Wie ist dein Name?«, fragte der Blonde, kam noch etwas näher und zog schließlich mein Messer aus der toten Frau, ohne mich dabei aus den Augen zulassen. Er steckte es ein und entfernte sich langsam wieder von mir.

»Kacey«, antwortete ich kurz und knapp.

»Bist du alleine unterwegs?«

»Ja.«

Er schaute mich ein paar Sekunden lang abschätzend an. Schließlich ließ er vorsichtig seine Waffe sinken. Der Kerl hinter ihm sah noch immer skeptisch aus, tat es ihm aber nach.

»Ich bin Chris und das ist Jared.«

Ich nickte nur angespannt und ließ meine schmerzenden Arme sinken.

»Gehörst du zu einer Gruppe?«, wollte Jared wissen. Seine Stimme war rau und obwohl er keine Pistole mehr auf mich gerichtet hatte, strahlte er noch immer eine gewisse Bedrohlichkeit aus.

»Nein ... Ich bin schon eine ganze Weile allein«, gab ich zu und biss mir auf die Unterlippe, um die Bilder der letzten Monate zu verdrängen, die sich jetzt wie ein Film vor meinem inneren Auge abspielten.

Die beiden tauschten einen langen Blick miteinander aus, als versuchten sie ohne Worte zu kommunizieren.

Chris war der Erste, der sich wieder abwandte. Er seufzte und fragte: »Würdest du gerne zu einer gehören?«

Immer noch leicht unter Spannung starrte ich ihn an. War das eine Einladung?

Ich überlegte einen Moment. Ehrlich gesagt, hatte ich keine Ahnung, was ich wollte. Wenige Minuten zuvor hatte ich noch geglaubt, gleich sterben zu müssen, und ich war seit Monaten alleine unterwegs, hatte niemanden mehr getroffen, nicht eine Menschenseele.

»Kommt ganz darauf an ...«, antwortete ich letztendlich.

Chris linke Augenbraue hob sich leicht. »Und auf was?«

»Auf die Gruppe.«

Seine Gesichtszüge entspannten sich wieder und er nickte verständnisvoll. Erneut wechselten die beiden einen ernsten Blick miteinander. Jared nickte nur.

»Wir gehören zu einer großen Gemeinschaft«, erklärte Chris nun, »mit vernünftigen Menschen, die versuchen, sich etwas aufzubauen. Es ist ein sicherer Ort, und wenn du willst, kannst du mit uns kommen.«

Mein Blick fiel für einen Moment auf den Wagen, dessen Motor immer noch lief. Anscheinend hatten sie nicht nur Waffen, sondern auch Benzin. Wahrscheinlich sogar Nahrung, aber konnte ich ihnen wirklich vertrauen?

Vielleicht war es nur eine Falle, um mich irgendwo hinzulocken. Andererseits hätten sie mich in dem Fall auch schon längst umbringen können, direkt hier im Wald. Ich war ohnehin so gut wie tot.

»Warum sollte ich euch vertrauen?«

»Wir haben dir gerade das Leben gerettet«, antwortete Jared argwöhnisch. »Wir hätten auch einfach weiterfahren können.«

»Hm ...«, machte ich nur, immer noch unentschlossen und sah für einen Moment runter auf die Leichen zu meinen Füßen.

Ich wollte aufgeben ... Wären die beiden nur eine Sekunde zu spät gekommen, würde ich jetzt auch dort unten im Dreck liegen, oder zumindest das, was noch von mir übrig geblieben wäre.

»Du musst uns nur eine Frage beantworten ...«, fügte Chris auf einmal hinzu.

»Und die wäre?«

»Hast du schon mal einen Menschen getötet?«

Ich hob den Kopf und seine hellen Augen musterten mich mit einem intensiven Blick. So als ob alles, was als Nächstes passieren würde, von dieser einen Antwort abhing.

Ich nahm einen langen Atemzug.

»Ja. Einen.«

Meine Stimme war jetzt so leise, dass ich mir nicht sicher war, ob sie mich überhaupt gehört hatten.

Doch dann fragte Jared: »Und warum?«

Ich presste meine Lippen fest aufeinander. Die Erinnerung, die ich so lange in den hintersten Teil meines Kopfes eingesperrt hatte, kehrte zurück an die Oberfläche und alles in mir zog sich schmerzlich zusammen.

»Weil er mich darum gebeten hat ...«, flüsterte ich und versuchte nicht mal, das Leid in meiner Stimme zu verbergen.

Chris nickte nur. Seine Augen verständnisvoll.

»Ich komme mit euch«, entschied ich schließlich, »aber ich habe auch eine Frage.«

»Sicher.«

»Wenn es mir dort nicht gefallen sollte ...«,

begann ich zögerlich.

»Dann kannst du selbstverständlich jederzeit gehen«, gab Chris zurück, ohne dass ich den Satz zu Ende sprechen musste.

Ich nickte. »Okay ...«

»Wir müssen dir allerdings die Augen verbinden«, warf Jared streng ein, »und zwar während der ganzen Fahrt. Nur für den Fall, dass du doch zu einer Gruppe gehören solltest.«

Ich sollte ihnen also blind vertrauen, während sie genau das Gegenteil taten. Wunderbar.

Ich blickte auf die brennende Wunde an meinem Arm und mir wurde ein bisschen schwindelig. Keine Ahnung, wie viel Blut ich mittlerweile verloren hatte, aber ich fühlte mich plötzlich unendlich müde.

»Okay ...«, wiederholte ich.

Was hatte ich schon zu verlieren?

»Gut, dann komm.«

Jared nahm sich sein grauschwarz kariertes Halstuch ab, wickelte es so, dass man es als Augenbinde verwenden konnte, und winkte mich schließlich zu sich.

Es war ein komisches Gefühl, jemandem den Rücken zuzudrehen, der gerade noch eine Waffe auf dich gerichtet hatte. Er verband mir die Augen und griff anschließend nach meinem Arm, um mich zum Auto zu geleiten.

Im Wagen roch es nach Zigaretten, aber verdammt, es tat so gut nicht mehr stehen zu müssen!

Ich lehnte mich weiter in den weichen Sitz

zurück und schloss meine Augen nur für einen kurzen Moment. Ich konnte ja sowieso nichts mehr sehen ...

Dann hörte ich die Türen zuknallen und spürte, wie sich der Truck wenige Minuten später in Bewegung setzte.

Vielleicht war das hier ein großer Fehler. Vielleicht der Anfang von etwas Gutem.

Ich wusste es nicht, aber es war mir egal ... Ich war so müde ... So unendlich müde.

Erneut schloss ich die Augen, doch dieses Mal schaffte ich es nicht mehr, sie zu öffnen und driftete ab in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

KAPITEL 2

KACEY ANKOMMEN

»Meinst du wirklich, dass es eine gute Idee war, sie mitzunehmen?«

Irritiert öffnete ich die Augen, doch alles blieb schwarz und mein Herz setzte einen kurzen Moment aus, bis mir wieder einfiel, wo ich war und warum ich nichts sehen konnte.

»Du bist doch derjenige, der nach neuen Leuten suchen wollte«, antwortete Chris belustigt.

Obwohl ich den Drang verspürte, mich zu bewegen, versuchte ich möglichst ruhig zu bleiben. Die beiden sollten besser denken, dass ich noch schlief. Vielleicht konnte ich so etwas mehr über sie erfahren.

»Sie sieht ungefährlich aus und völlig durch«, fügte er hinzu. »Außerdem ist sie nur ein Mädchen ... Ich denke, wir werden im Notfall mit ihr fertig.«

»Nur 'n Mädchen, hm?« Jared klang skeptisch, so als wollte er Chris an etwas erinnern.

»Das war was anderes.«

»Nicht wirklich, aber wenn du meinst.«

»Ist jetzt sowieso egal. Wir sind da.«

Plötzlich berührte mich einer der beiden unsanft am Arm und rüttelte daran.

»Mädel, wach auf. Wir sind da.«

Ich hob nur langsam den Kopf und tat so, als

wäre ich noch furchtbar müde.

»Du kannst die Augenbinde jetzt abnehmen.«

Mit zitternden Händen schob ich mir das Halstuch vom Gesicht und blinzelte gegen die ungewohnte Helligkeit an.

Chris saß am Steuer und kurbelte gerade das Seitenfenster herunter, während Jared mich ununterbrochen im Auge behielt. Ich blickte zwischen den beiden Männern hindurch durch die schmutzige Frontscheibe und traute meinen eigenen Augen kaum: Vor uns erstreckte sich eine mindestens fünf Meter hohe Mauerkonstruktion, gebaut aus riesigen Brettern und dicken Holzbalken. Direkt vor unserem Truck befand sich ein großes Tor, das jedoch geschlossen war und auf beiden Seiten eine kleine, von Metallplatten geschützte Aussichtsplattform besaß. Auf der Linken stand eine Frau. Sie wirkte groß von hier unten und trug ein schweres Gewehr auf dem Rücken.

»Chris!«, rief sie zu uns herunter. »Wer ist da bei euch im Auto?«

Mit strengem Blick und gerecktem Hals versuchte sie etwas zu erkennen.

»Sie ist in Ordnung! Mach das Tor auf!«

Ein letztes Mal hob sie den Blick, nickte jedoch und verschwand schließlich hinter der Holzbarrikade.

Kurze Zeit später öffnete sich der Durchgang und Chris fuhr weiter.

»Das ist eure Gemeinschaft?«, brachte ich erstaunt hervor. Meine Stimme klang schwach und

mir war noch immer etwas schwindelig, wahrscheinlich vom Laufen, oder vom Blutverlust. Vielleicht auch beides.

Träumte ich nur?

Denn das, was ich hier vor mir sah, war unglaublich! Es war nicht einfach nur ein Lager oder ein Camp. Dieser Ort war wie ein kleines Dorf mit richtigen Häusern, einer Straße und vor allem mit anderen Menschen. Es war ungewohnt sauber und gepflegt, beinahe lebhaft, und mehrere funktionsfähige Autos standen auf dem Parkplatz, auf den Chris uns gerade manövrierte.

Wir stiegen aus und sofort kamen ein paar Leute auf uns zu gelaufen, allen voran die Frau, die eben noch das Tor bewacht hatte. Sie war tatsächlich groß, sogar wenige Zentimeter größer als Chris, und ihre strengen, braunen Augen musterten mich voller Misstrauen.

»Wer ist das?«, bellte sie und hielt dabei ihr Gewehr fest umklammert.

Automatisch wich ich einen Schritt zurück, als sie auf mich zukam und ich stieß dabei leicht gegen Jared, der hinter mir stand.

Er berührte mich an der Schulter und schob mich behutsam zur Seite, bevor er sich der Frau annahm.

»Olivia, beruhige dich. Sie ist ein Gast.«

Sie schnaubte verächtlich. »Ein Gast?! Soll das ein Witz sein? Nach allem was ...«

»Olivia!«, unterbrach Jared sie erneut, bevor sie weiter auf mich zu kommen konnte. »Komm

wieder runter und geh John holen!«

Einen Moment lang starrten sie sich nur an.

Dann zischte sie: »John ist nicht da ...«

»Wo ist er?«

Ihre Mundwinkel zuckten missmutig und er schien sofort zu verstehen, was das bedeutete.

»Fuck, nicht schon wieder ...« Mit einem Seufzen wandte er sich ab. »Olivia, lade mit Chris die Sachen aus. Ich kümmerge mich um John.«

Mit schnellen Schritten verschwand er Richtung Tor.

»Hannah, würdest du unserem Gast bitte alles zeigen?«, fragte Chris nun, der sich bisher eher zurückgehalten hatte. Man sah ihm jedoch an, dass er sich um irgendetwas Sorgen machte.

»Sicher, das mache ich gern.«

Eine Frau mittleren Alters drehte sich nun zu mir um. Ganz im Gegensatz zu Olivia hatte Hannah eine durch und durch positive Ausstrahlung. In ihrem Gesicht waren bereits erste Fältchen zu erkennen, die darauf hindeuteten, dass sie viel lachte, und ihre blauen Augen strahlten geradezu von innen heraus.

»Hallo«, begrüßte sie mich und streckte mir ihre Hand entgegen. »Ich bin Hannah. Wie ist dein Name?«

Ich schluckte und blickte einen Augenblick zu lange auf ihre Hand, bevor ich sie schließlich doch noch ergriff. »Kacey.«

Alles an diesem Ort und an den Menschen hier überforderte mich. Es fühlte sich so unwirklich an.

Monatelang war ich keinem einzigen Menschen begegnet und jetzt ... Jetzt befand ich mich auf einmal mitten in einem Dorf, indem es aussah, als hätte es die letzten Jahre niemals gegeben.

»Schön dich kennenzulernen. Würdest du noch ganz kurz hier warten, ich muss nur meinen Sohn so lange beschäftigen, damit ich mich voll und ganz auf dich konzentrieren kann.« Sie deutete auf einen kleinen, blonden Jungen, der ein wenig planlos mit seinem Teddy neben einem Auto stand und seine Mutter beobachtete.

Wow ... Es gab sogar Kinder hier?

»Klar, kein Problem ...«, antwortete ich immer noch etwas irritiert.

Sie lächelte. »Bin gleich wieder da.«

Dann ging sie zu dem Jungen und nahm seine Hand: »Komm, du kannst mal kurz zu Lisa gehen und ein bisschen mit Tascha spielen, ist das in Ordnung?«

Ihr Sohn strahlte sie an. »Au ja, Mommy!«

Erst nach etwa einer halben Stunde kehrte Hannah zurück. Währenddessen beobachtete ich das Treiben auf dem Parkplatz. Die Menschen waren alle sehr beschäftigt, nur ab und an warf mir der ein oder andere einen skeptischen Blick zu. Ich fühlte mich mehr als nur fehl am Platz. Mir tat alles weh, gleichzeitig fühlte sich mein Geist leer und ausgelaugt an. Das alles hier kam mir immer noch vor wie ein Traum, aus dem ich einfach nicht aufwachen wollte.

»Danke, dass du gewartet hast. Komm mit, ich

zeige dir jetzt ein bisschen unser Dorf und wo du heute Nacht schlafen und dich waschen kannst«, erklärte Hannah fröhlich und ich nickte nur, unfähig etwas zu erwidern, bevor ich ihr über die Straße folgte.

Die Häuser, an denen wir vorbeikamen, sahen aus wie diese typisch amerikanischen Vorstadthäuser. Jedes hatte eine andere Farbe, doch die Fensterrahmen waren weiß gestrichen, genauso wie die Veranden, die sich vor jedem Hauseingang befanden.

»Willkommen in New Origo«, sagte Hannah lächelnd, als wir die Dorfmitte erreichten. »Die meisten Bewohner leben hier vorne in der Nähe des Marktplatzes.«

Sie winkte einem älteren Mann zu, der misstrauisch aus seinem Fenster lugte. Verhalten hob er die Hand und verzog sich grimmig außer Sichtweite.

Wir näherten uns dem Platz, von dem Hannah sprach. Es war eine gepflasterte, runde Fläche mit einem großen Brunnen in der Mitte, der jedoch kein Wasser mehr in sich trug. Rund herum waren vereinzelt ein paar Stände aufgebaut worden, wie auf einem Markt, doch im Moment waren sie leer. Nur eine kleine Gruppe von Menschen saß auf einer Bank in der Nähe. Sie unterhielten sich fröhlich, doch dann entdeckten sie uns und hielten ein wenig verschreckt inne. Schnell wandte ich mich ab, spürte aber weiterhin ihre Blicke auf mir ruhen.

»Dort drüben ist Neals Praxis.« Hannah deutete mit ihrem Finger auf ein gelbes Gebäude am Ende des Platzes. »Er ist unser Arzt. Du solltest dich morgen mal von ihm durchchecken lassen. Du siehst aus, als wärst du lange unterwegs gewesen?«

Sie lächelte mich ein wenig besorgt an und ihre blauen Augen huschten für ein paar Sekunden über meinen erschöpften Körper.

»Ja, das war ich tatsächlich«, stimmte ich leise zu.

Sie nickte verständnisvoll und wir verließen den vorderen Teil der Gemeinde in eine etwas abgelegenere Seitenstraße.

»Die Häuser links stehen leer. Ich würde vorschlagen, dich dort drüben einzuquartieren. Dann wohnst du direkt gegenüber von Jared, und Chris ist auch ganz in der Nähe, falls mal etwas sein sollte.«

Oder falls ich etwas anstellen sollte, fügte ich in Gedanken hinzu.

Das Haus, zu dem Hannah mich brachte, war klein, aber wunderschön. Es sah aus wie eines dieser Musterhäuser aus einem Wohnkatalog, nur dass die blaue Farbe des Holzes über die Jahre etwas abgeblättert war. Auf der Veranda stand eine alte Bank und ich stellte es mir gemütlich vor, abends darauf zu sitzen und zu lesen.

Zu lesen ... Das klang so abwegig in meinem Kopf. Als ob ich in den letzten Jahren auch nur ein einziges Mal daran gedacht hätte, ein Buch

aufzuschlagen.

Ich schüttelte diesen seltsamen Gedanken ab und wandte mich wieder Hannah zu.

»Geh ruhig schon mal rein und sieh dich um. Ich hole dir kurz ein paar frische Klamotten und ein Handtuch. Dann kannst du dich waschen«, schlug sie mit einer liebevollen Miene vor und reichte mir einen Schlüssel.

Ich brachte so etwas wie ein Lächeln zustande, bedankte mich bei ihr und nahm den Schlüssel entgegen, bevor ich mich auf den Weg zur Haustür machte.

Meine Hände zitterten immer noch, als ich den Arm hob, um die Tür aufzuschließen. Erst dabei fiel mir auf, dass jemand meine Wunde mit einem Stoffetzen verbunden hatte.

Was zum ... Hatte ich so tief geschlafen?

Ich seufzte, schloss für einen kurzen Moment die Augen und riss mich zusammen.

Die Haustür quietschte leise, als ich sie öffnete und ich betrat einen schmalen Flur. Direkt vor mir führte eine Treppe nach oben, links ging es zur Küche und rechts in ein geräumiges Wohnzimmer. Ich warf nur einen kurzen Blick hinein und entdeckte ein altes Sofa und den dazugehörigen Sessel. Außerdem ein leeres Bücherregal und einen kleinen Couchtisch in der Mitte des Raumes.

Die Küche war hell und obwohl sie leer war, wirkte sie einladend auf mich. Unter einem großen Fenster stand ein Esstisch, an dem mindestens acht Personen sitzen konnten, und die weiße

Küchenzeile bot viel Platz. Die Oberflächen bestanden aus einem warmen Holz und waren verstaubt, so wie alles hier, aber das wunderte mich nicht wirklich.

Neugierig ging ich zum Kühlschrank und warf einen Blick hinein. Natürlich war nichts drin und er war ausgeschaltet. Mit einem Blick nach unten musste ich feststellen, dass der Stecker nicht eingesteckt war, und obwohl es so gut wie unmöglich war, dass er funktionierte, steckte ich ihn testweise in die Dose an der Wand.

Im ersten Moment surrte es verdächtig und nach einem kurzen Flimmern leuchtete die Lampe tatsächlich auf.

Wow ... dass sie sogar Strom in den Häusern hatten, in denen sonst niemand wohnte, überraschte mich. Trotzdem zog ich den Stecker wieder raus. Vermutlich sollte ich lieber sparsam damit umgehen.

Als Nächstes drehte ich den Wasserhahn am Waschbecken auf. Auch das klappte und das Wasser wurde sogar warm. Ich nahm einen Schluck direkt aus dem Hahn und setzte meine Erkundungstour im Obergeschoss fort.

Oben existierten zwei weitere Räume, ein Schlafzimmer und das Bad. Es war nichts Besonderes, aber das Bett wirkte weich und gemütlich. Vom Fenster aus konnte man runter auf die Straße blicken und zwei Jungs im Teenageralter unterhielten sich gerade aufgeregt über etwas, das aussah wie ein Comic, ehe sie in einem der

Nachbarhäuser verschwanden. Kopfschüttelnd wandte ich mich ab.

Das alles hier ... Es war so verrückt! Ich wusste einfach nicht, was ich davon halten sollte.

Gerade als ich überlegte, mich kurz auf das Bett fallen zu lassen, hörte ich im unteren Bereich des Hauses die Tür quietschen.

»Kacey? Ich bin wieder da«, rief Hannah, und ich kehrte nach unten zurück.

Sie stellte eine abgedeckte Auflaufform auf dem Küchentisch ab sowie zwei Flaschen Wasser, die sie aus einer großen, abgenutzten Einkaufstasche holte.

»Ich habe noch ein paar Reste von der Lasagne von gestern Abend mitgebracht. Du kannst sie dir im Ofen warm machen«, erklärte sie mit einem aufmunternden Lächeln auf den Lippen. Dann reichte sie mir die Tasche. »Hier sind ein paar Wechselklamotten für dich drin. Du bist ziemlich dünn ... Sie sind wahrscheinlich noch etwas groß.«

»Oh, das macht nichts«, warf ich schnell ein. »Danke, das ist ... wirklich nett.«

Sie nickte zufrieden.

»Nehmt ihr ... oft neue Leute bei euch auf?«, hakte ich nach.

»Na ja ... nicht wirklich. Jedenfalls nicht in letzter Zeit«, gab sie zu. »Es ist gar nicht so leicht, die richtigen Menschen zu finden, wenn du verstehst, was ich meine?«

»Ja ...«, antwortete ich knapp. Vernünftige Menschen waren in diesen Zeiten tatsächlich eine

Seltenheit, genauso wie das Glück, überhaupt auf jemanden zu treffen.

»Jared würde gerne wieder anfangen, nach neuen Leuten zu suchen«, erzählte sie nun, »aber Chris ist damit noch nicht ganz einverstanden.«

»Sind Chris und Jared so was wie eure Anführer?«

Sie nickte zustimmend. »Offiziell ist es Chris, aber er und Jared kennen sich schon sehr lange. Sie machen das zusammen.«

Mit einem Seufzen lehnte sie sich gegen den Tisch. »Ohne die beiden wären wir schon längst verloren.«

»Wie lange gibt es diesen Ort schon?«

»Ich habe schon hier gelebt, bevor das Virus ausgebrochen ist. Damals gab es noch keine Mauern oder Wachtürme. Die Dorfbewohner haben sich das alles nach und nach selbst aufgebaut. Chris kam mit seiner Truppe erst später zu uns. Sie haben uns sehr geholfen, aber diese Geschichte kann ich dir ein anderes Mal erzählen. Du solltest erst mal etwas essen, dich waschen und schlafen. Du siehst aus, als könntest du etwas Ruhe gebrauchen.«

Dem konnte ich nicht widersprechen. »Okay, danke noch mal.«

Sie lächelte und verabschiedete sich schließlich.

Nachdenklich zog ich die Folie von der Auflaufform, doch als ich erblickte, was sich darunter verbarg, kamen mir fast die Tränen. Es sah so lecker

aus, ich konnte unmöglich noch länger warten. Das Letzte, was ich gegessen hatte, war ein alter Müsliriegel gewesen und selbst das war bereits Tage her. Anstatt mir das Essen warm zu machen, holte ich mir eine Gabel aus einer der Schubladen, spülte sie kurz unter dem Wasserhahn ab und schaufelte gierig alles in mich hinein.

Es war unvergleichlich.

Zum ersten Mal seit Wochen fühlte ich mich wirklich satt und wohlgenährt. Ich aß alles auf, bis die Schale blitzblank war. Danach nahm ich die Klamotten und verschwand damit oben im Bad.

Als ich mich im Spiegel erblickte, fuhr ich erschrocken zusammen. Keine Ahnung, was ich nach all der Zeit erwartet hatte, aber ich erkannte mich selbst kaum wieder. Mein Gesicht, meine Haare, meine Klamotten, einfach alles war voller Dreck. Getrocknetes Blut klebte mir an der Haut. Meine Lippen waren spröde, obwohl ich gerade erst getrunken hatte und in meinen zerzausten Haaren hingen noch ein paar Laubblätter aus dem Wald.

Ich sah aus wie eine Wilde. Kein Wunder, dass mich die Leute angestarrt hatten wie eine Aussätzige. Ich war kaum noch von den Toten zu unterscheiden.

Ich zog mich aus und drehte die Dusche auf. Ein Schauer rann mir über die Schultern, als das Wasser angenehm warm über meine kalte Haut lief. Mir war bewusst, dass ich wahrscheinlich nichts verschwenden durfte, aber es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis sich all der Dreck endlich von meiner

Haut ablösen ließ.

Als ich aus der Kabine stieg, fühlte ich mich wie ein neuer Mensch. Erneut warf ich einen kurzen Blick in den Spiegel. Hannah hatte recht: Ich war in den letzten Monaten abgemagert und blass geworden und meine braunen Augen wirkten leer und müde. In Hannahs Tasche fand ich neben den Klamotten und der Seife, die ich bereits zum Duschen benutzt hatte, sogar eine Bürste, Zahnpasta und eine Zahnbürste. Ich packte alles aus, schlüpfte dankbar in die frische Unterwäsche und streifte mir die dunkelblaue Jeans und einen warmen hellgrauen Pullover über. Anschließend putzte ich mir zwei Mal die Zähne. Meine hellbraunen Haare waren trotz der Nässe nur schwer zu bändigen, aber als ich fertig war, hingen sie lang und glatt über meine Schultern und Wasser tropfte auf die weißen Fliesen.

Es war mittlerweile dunkel draußen und ich legte mich für ein paar Minuten auf das weiche, riesige Bett im Schlafzimmer. Doch obwohl es mehr als gemütlich war, konnte ich mich nicht entspannen. Ständig erwischte ich mich dabei, wie ich angespannt die Tür anstarrte. Seufzend rapelte ich mich wieder auf, ging nach unten und spülte nervös die Schale ab, die noch immer in der Küche stand, nur um etwas zu tun zu haben.

Mein Messer fehlte mir. Mein Bauchgefühl sagte mir zwar, dass ich diesen Leuten vertrauen konnte, aber mein Verstand tat es noch nicht. Zu oft war ich in der Vergangenheit auf Menschen

gestoßen, die es alles andere als gut mit mir gemeint hatten, und jetzt ohne eine Waffe in einem Haus zu schlafen, inmitten von Fremden fühlte sich beängstigend an.

Nachdenklich öffnete ich ein paar der Schubladen und fand tatsächlich ein großes Steakmesser.

Besser als nichts, dachte ich, zuckte mit der Schulter und nahm es mit ins Wohnzimmer. Ich verschob die Couch so, dass ich im Liegen die Haustür im Blick hatte und versuchte schließlich erneut einzuschlafen.

Meine Gedanken drehten sich noch eine ganze Weile im Kreis, bis sie immer wirrer wurden und sich nach und nach in einen merkwürdigen Traum verwandelten.

KAPITEL 3

JARED LIEBEN

Ich musste nicht lange suchen, um meinen Bruder zu finden.

Scheiße ... Und dieses Mal sah er wirklich fertig aus.

John saß wie üblich an dem schmalen Flussufer, nicht weit von New Origo entfernt und starrte gedankenverloren ins trübe Wasser, das leise plätschernd einen leichten Abhang hinabließ.

Um ihn herum lagen mehrere infizierte Leichen, an denen er sich ganz offensichtlich abrea-giert hatte. Ihre Gesichter waren kaum noch zu erkennen, so stark hatte er auf sie eingeschlagen. Neben ihm im Boden steckte noch die blutige Eisenstange, mit der er seine Tat begangen hatte. Aber all das interessierte ihn kaum. Stattdessen hielt er jetzt eine bereits halb geleerte Whiskeyflasche in seinen Händen.

Ich trat neben ihn und räusperte mich. »Alter, wo hast du die her?«

Er blickte nicht mal auf, als ich ihm die Flasche aus der Hand riss.

»Gefunden ...«, murmelte er unverständlich.

Sein Gesicht war blass und schwitzig, seine Stirn in tiefe Sorgenfalten gelegt und die braunen Haare hingen ihm schlaff ins Gesicht.

In diesem Moment ähnelte er unserem Vater so sehr, dass es beinahe unheimlich war. Er sah aus wie ein alter Mann, dabei war er drei Jahre jünger als ich.

»Was machst du hier, Mann? Hast du schon wieder nach ihr gesucht?«, fragte ich hörbar genervt und gleichzeitig mitfühlend.

Ich konnte ihn ja verstehen, schließlich hatte ich mich selbst monatelang nicht anders verhalten. Doch langsam wurde mir diese Situation wirklich zu anstrengend. Es war schon das dritte Mal diese Woche, dass ich ihn hier aufsammeln musste.

John antwortete nicht, sondern zuckte nur desinteressiert mit der Schulter.

»Was soll das, hm?«

»Was das soll?«, zischte er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Das frage ich dich!«

Abrupt sprang er auf, sein Gesicht wutverzerrt. »Du solltest derjenige sein, der hier sitzt! Du solltest derjenige sein, der sie immer noch sucht!«

»Sie ist tot, Mann.«

»Woher willst du das wissen?!«

»Weil ich es weiß«, antwortete ich ruhig, obwohl ich ihm am liebsten meine Faust in sein benebeltes Gesicht geschlagen hätte.

»Du bist ihr verfickefter Ehemann, verdammt!«, brüllte er mir vorwurfsvoll entgegen. »Ist sie dir so scheißegal?!«

»Halt die Klappe«, warnte ich ihn ein letztes

Mal und bohrte meine Fingernägel in meine Handfläche.

Er war betrunken, mehr als das. Er war völlig fertig.

»Fuck, warum frage ich dich überhaupt? Du hast sie ja sowieso nie wirklich geliebt ...«

»Ich sagte: Halt die Klappe!« Dieses Mal packte ich ihn am Kragen seines rotschwarzen Holzfällershemdes und schubste ihn unsanft gegen einen nahestehenden Baum.

Er schnaubte nur belustigt.

»Du glaubst, du hast sie mehr geliebt als ich?«, fragte ich ihn provozierend. »Weißt du eigentlich, wie lächerlich du bist? Du hast dich in sie verknallt, weil sie hübsch war und weil sie einer der wenigen Menschen war, der dich nicht wie Abschaum behandelt hat! Gut. Das verstehe ich, aber du hast keine Ahnung, wie es war mit ihr verheiratet zu sein! Wie es war mit ihr von einer Hölle, in die Nächste zu gehen, und zurück. Du hast keine Ahnung, wie sehr ich diese Frau geliebt habe, also halt deine verdammte Klappe!«

Erneut presste ich ihn gegen den Baumstamm, ließ von ihm ab und wandte ihm schließlich den Rücken zu.

»Warum gibst du sie dann auf?« Dieses Mal klang Johns Stimme schwach, beinahe flehend.

Ich blieb noch einmal stehen, würdigte ihn jedoch keines Blickes mehr.

»Weil sie tot ist. Und weil sie nicht gewollt hätte, dass sich einer von uns deshalb so kaputt

macht.«

John schwieg, aber ich konnte spüren, wie meine Worte langsam und schwer zu ihm durchdrangen.

Ich öffnete die Whiskeyflasche, die auf den Boden gefallen war, nahm einen kräftigen Schluck und warf sie in den Fluss. Sie zerbrach an einem kleinen Felsen und die klare, bräunliche Flüssigkeit vermischte sich mit dem Wasser.

Seufzend wandte ich mich ihm noch einmal zu und blickte in seine grünen, betrübten Augen. »Komm wieder runter, Mann. Es gibt immer noch Menschen hier, die dich brauchen.«

Mit diesen Worten machte ich mich auf den Rückweg zum Dorf. Die Wut in mir war erloschen. John war mein Bruder, und wie konnte ich wütend auf ihn sein, wenn sein einziges Vergehen war, dieselbe Frau zu lieben wie ich? Und wenn ich ehrlich zu mir war, wusste ich tief in meinem Inneren, dass an seinen Worten etwas Wahres dran war.

Trotzdem hatte er nicht das Recht, so über mich zu urteilen.